



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stock, Max: Lazzaroni

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überstehenden Norddeutschen zurückbleiben werden. Es war unter diesen Umständen mindestens ein alberner Mißgriff, daß im Februar ein großes Berliner fortschrittliches Blatt im Anschluß an die Kaisermanöver und an die Feier von Kaisers Geburtstag in München einen Angriff gegen das bairische Offiziercorps brachte, der bei seiner Ungeschicklichkeit noch den weiteren Nachteil hatte, auf gänzlicher Unkenntnis zu beruhen. Dergleichen Preßzeugnisse werden im Norden meist nicht beachtet, machen aber in Baiern immer wieder böses Blut, und vielleicht ist das auch ihr Zweck.

Man sollte doch die Dinge in Baiern sich ruhig entwickeln lassen, denn ihre Führung liegt jetzt in den besten Händen. Die Überzeugung von der Notwendigkeit des engsten nationalen Zusammenschlusses besteht in den leitenden Kreisen und wird von Berlin aus eifrig gefördert. Die bairischen Soldaten werden aus den Kaisermanövern das Gefühl der Kameradschaft und die Achtung vor den „Preußen“ mit nach Hause bringen, und das kann nur die besten Früchte tragen. Im übrigen ist das bairische Volk seinem Königshause treu und wird allezeit zu ihm und mit ihm zu Deutschland halten. Wie oft ist nicht gerade dieses Gefühl der Treue benutzt worden, um gegen „Preußen“ zu heizen! Das fällt nun weg. Mehr verlangt Deutschland nicht, weiter braucht die Gleichmacherei nicht zu gehen. Die deutschen Stämme sollen gar nicht mit einander verschmelzen, sondern möglichst ihre Eigenart bewahren und behalten, nur soll nicht die Nörgelsucht und partikularistische Beschränktheit Gegensätze und Feindseligkeiten daraus herleiten. Je mehr die deutschen Stämme einander kennen lernen, desto weniger werden sich hierzu Handhaben bieten, und deshalb bilden die diesjährigen Kaisermanöver einen Fortschritt gegen früher, der manche trübe Thatfache auf nationalem Boden wettmachen wird.



Lazzaroni

Von Max Stod



Es lockt mehr als zwei Jahrtausende die Germanen der Drang nach Süden über die Alpen nach dem schönen Italien. Das Ringen, Werden und Vergehen von Völkern und Staaten, eine Geschichte, entscheidend für die Entwicklung der Menschheit, liegt zwischen der Zeit, wo unsre barbarischen Vorfahren, von Hunger und Frost erbittert, auf ihren Schilden die schneebedeckten Südhänge der Alpen unter gierigem Kriegsgeheul hinabglitten, und den Reisen des modernen

Deutschen, der auf völkerverbindendem Schienenpfade dem gelobten Lande der reichsten geschichtlichen Überlieferung voll Begeisterung entgegeneilt. Und doch ist gerade für die allerersten und für die modernen Römerfahrten der Germanen die treibende Kraft dieselbe: die Sehnsucht nach Genüssen, die die nordische Heimat versagt. Allerdings hat sich jene Sehnsucht sehr geläutert und veredelt. Jene hungrigen Barbaren lockte die Kunde von dem reichen Sonnenlande; wie gierige Wölfe stürzten sie sich auf die fette Beute. Dem modernen Schwärmer könnte es beleidigend erscheinen, sein verfeinertes, durchgeistigtes Bedürfnis nach ästhetischem Genuß mit jenem barbarischen Hunger nach materiellen Genüssen vergleichen zu sehen. Aber das elementare Wohlgefühl, aus Nebel und Frost in das Land des ewigblauen Himmels, des Sonnenscheins und der nimmer müden Vegetation mit ihrer berausenden Fülle von Blüten und Früchten entrückt zu sein, bleibt selbst in dem gebildeten modernen Germanen der Grundakord der Seelenstimmung in Italien, und dieses Gefühl verschönt mit ewig-junger Zauberkraft alles, was uns Italien an ästhetischen Genüssen bietet.

Wer nach Italien reist mit dem ernststen Streben nach innerem Gewinn, verehrt noch heute in Goethe das unerreichbare Vorbild, wie man Italien genießen soll. Und das mit Recht, trotz aller neuern gelehrten Schilderungen. Nie ist je wieder ein Menschenkind durch Italien gewandert, in dessen Innerm auf die unendlich vielen Eindrücke und Reize so unendlich viele Saiten harmonisch erklangen. Die Gebildeten seines Volks, die nach ihm diese Straße zogen, hat er seit mehr denn einem Jahrhundert gelehrt, Italien unter dem Gesichtspunkt einer historisch geschulten Ästhetik zu betrachten und den Schönheitsgenuß der Gegenwart in Licht und Land mit dem Schönheitsgenuß der Vergangenheit in Malerei, Plastik und Architektur zu vereinen. Wer aber heute nach der Rückkehr aus Italien Goethes Reiseberichte von neuem liest, fühlt doch den gewaltigen Abstand der Zeiten und ihrer Denk- und Empfindungsweise.

Goethe schließt zwar einen seiner Briefe mit den Worten: „Ich werde das nächste Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde kommen“ — aber er thut es nicht. Auch sind ja das Versprechen und der naiv angegebne Zweck schon bezeichnend genug. Es lag in seiner Apollonatur, wie in dem gesamten Bildungsideal jener Zeit, sich den Schönheitsgenuß in Natur und Kunst durch das Häßliche und Gemeine möglichst wenig stören zu lassen. Im Anfang seiner Reise beherrschte ihn der ästhetische Gesichtspunkt so einseitig, daß Häßlichkeit des Gegenstands ihn völlig unfähig machte, ein Bild geschichtlich zu würdigen. Aus Bologna mit seiner reichen Sammlung von Meisterwerken schrieb er über die Heiligenbilder von Reni, Domenichino und den Carracci, wie er selbst später sagt, unmutig und anmaßlich gestimmt: „Du möchtest gleich die

Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus: man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger usw.“ Ebenso schloß sich sein schönheitsdurstiges Auge beleidigt beim Anblick der Häßlichkeit menschlichen Elends. Er wandelte auch in Italien stets auf den Höhen der Menschheit oder wenigstens der Gesellschaft, und seine Berichte schweigen von all dem vielen Menschenunwürdigen, das unsre Augen noch heute in Italien neben dem vielen Schönen mit in den Kauf nehmen müssen. Heute beherrschen sozial-politische Interessen das Geistesleben der Gebildeten. Die vielen unwürdigen Erscheinungen des italienischen Volkslebens in ihren unzähligen Schattirungen, vom Lächerlichen bis zum Tieftraurigen, die wir in dem Begriff „Lazzaronium“ zusammenfassen können, stören auch uns empfindlich in unserm ästhetischen Genießen. Aber wir wenden uns nicht ab, die Eindrücke erregen unser soziales und sittliches Interesse, wir suchen sie durch aufmerksame Beobachtung zu verstehen und uns durch Studium allmählich in unserm Innern eine feste Stellung gegenüber dieser Fülle aufregender Erscheinungen zu schaffen.

Entsprechend den verschiedenen Gegenden Italiens, ihren verschiedenen Lebensbedingungen und ihrer geschichtlichen Entwicklung kommt das Lazzaronium auf die mannichfaltigste Weise zur Erscheinung. Nirgends aber ist die Geschichte der Hauptstadt so bedeutungsvoll für die Entwicklung des ganzen Landes gewesen. Daher liegt es nahe, daß man zunächst aus der Geschichte Roms den Grundcharakter des italienischen Lazzaroniums zu verstehen sucht.

Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war der Mittelstand, dessen kernige Söhne den Erdbreis überwunden und der stolzen Roma zu Füßen gelegt hatten, dem Untergange nahe, und öffentliche Maueranschläge flehten den Tiberius Gracchus, den Enkel des großen Scipio, an, des armen Volkes und der Rettung Italiens zu gedenken. Ehrgeizig betraten die Gracchen auch wirklich den Weg der sozialen Reform in ihren Ackergesetzen, sie sahen sich aber bald auf den Weg der Revolution gedrängt. Mit ihrem Untergange war der Untergang des Mittelstands besiegelt, und die Kluft zwischen der Aristokratie und dem Großkapital einerseits und einem erschreckenden Bürgerproletariat andererseits wurde immer größer. Die Plantagenwirtschaft im großen Stil verbreitete sich von Sizilien aus über ganz Italien, und das billige Sklavens Korn verdrängte die letzten Ackerbürger trotz zähester Arbeit von der verschuldeten Scholle. In großen Scharen schlossen sich die enterbten Bürger den Sklaven- und Bandenführern an und folgten verzweifelt der Fahne der Empörung in furchtbaren Kriegen, die natürlich mit blutiger Unterwerfung durch die Staatsgewalt endigten. Mehr und mehr fand sich die große Masse des Proletariats in die Rolle des Almosenempfängers, beschränkte sich auf ihre politische Tätigkeit als Stimmvieh bei den Wahlen und lernte es als ihr

Recht betrachten, sich dafür von den Großen füttern und amüsieren zu lassen. Zu Cäsars Zeit erhielten allein in Rom 320 000 Bürger Freikorn, und allein die offiziellen Festtage umfaßten zweiundsechzig Tage des Jahres, abgesehen von den außerordentlichen Spielen. Der verrohten und verwahrlosten Masse bot ein Drama oder ein Wettlauf nicht Erregung genug, und so schlachtete das Römertum in den Gladiatorengefechten und Tierhegen Massen von Menschen und Vieh zu Ehren des Publikums hin. Man gab damit der großen unbeschäftigten Gefühls- und Willensmasse des Proletariats und ihrem gefährlichen Drange nach Bethätigung Gelegenheit, sich in gewaltigen Ausbrüchen zu entladen. Vergebens hat Cäsar versucht, die entfittlichende Fütterung des Bürgerproletariats in eine staatliche Armenversorgung nach attischem Vorbild zu verwandeln. In der Zeit des römischen Kaisertums wuchs mit der Umwandlung Italiens in große Parks und Plantagen die Masse des Proletariats, das die Forderung: *Panem et circenses!* als sein unantastbares politisches Vorrecht betrachtete. Diese Masse von Menschenelend war ein empfänglicher Boden für die neue Lehre vom Heiland und von der Erlösung. Es ist rührend, zu sehen, wie in dem tiefen Dunkel der Katakomben Roms aus den zahllosen sinnbildlichen Darstellungen und Inschriften der Tausende von Gräbern die Hoffnung hervorleuchtet auf die Auferstehung und ein besseres Leben im Jenseits. Aber diese Lehre, die den Schwerpunkt des Menschenlebens ins Jenseits verlegte, lehrte wohl einen großen Teil des Proletariats leiden, ohne zu klagen und ohne wider den Stachel zu löden, aber sie war nicht imstande, das Proletariat der Kaiserzeit sozial zu heben und zur Selbsthilfe zu erziehen. Und als der ganze Teig durchsäuert war, erwuchs auf den Trümmern des Cäsarentums aus der unsichtbaren Kirche die päpstliche Monarchie und die Hierarchie.

Das päpstliche Cäsarentum übernahm mit der weltlichen Herrschaft die ganze politische Erbschaft der Cäsaren mit ihren Licht- und Schattenseiten. Während die Kirche mit den Kaisern um weltliche Interessen rang, erfaßte zwar tiefe Gemüter, wie einen Franz von Assisi, der Geist des evangelischen Christentums, und sein Beispiel, das arme Leben Jesu in völliger Armut und Demut nachzuleben, spornte zu Nachäferungen. Aber der Gedanke, das Proletariat sozial zu heben, lag auch ihm völlig fern. Der Papst selbst stand dem Schwärmer zunächst kühl gegenüber. Als sich aber zeigte, welche seelenverbende Kraft darin lag, den Klerus im Bettlergewande zum niedern Volke herabsteigen zu lassen, wurden die Bettlerorden begünstigt als wirksame Mittel der Glaubenspropaganda, und aus den Nachahmern des armen Lebens Jesu wurde bald der am reichsten begüterte Orden. Die päpstliche Monarchie behandelte das niedere Volk nach dem altbewährten Rezept, und die Kirche, wohlzufrieden, den Besitz der geistigen und weltlichen Herrschaft genießen zu können, zahlte dem Proletariat willig Tribut, und zwar nicht allein in den lärmenden Volks-

festen, den Heiligenfeiern, Festzügen und all den Sinnenreizen ihres Kultus. Dem gegenüber ist wenig von Belang, was in Oberitalien ruhmvolle Fürstengeschlechter und mächtige Republiken durch vielseitige Kraftentfaltung für die soziale und sittliche Hebung ihrer Unterthanen geleistet haben, es verschwindet im Vergleich zu der Verwahrlosung, unter der Unteritalien und Sizilien bis hinab zur bourbonischen Mißwirtschaft zu leiden hatten.

In zweitausendjähriger Geschichte ist durch die Unterlassungssünden der frühern Regierungen, durch Gewöhnung und Vererbung das Lazzaronitum zu einem chronischen Leiden des Volkskörpers geworden. Ein großer Teil des Volkes ist gar nicht imstande, sein Leben unter dem Gesichtspunkt moderner Menschenpflicht und Menschenwürde zu betrachten. Selbst der bessere Teil des Volkes sieht im Lazzaronitum nicht wie wir eine unwürdige, sondern eine durch die Tradition geheiligte und berechtigte Form des Volkslebens. In der Beurteilung jener Masse von Gestalten, deren Lumpen die sengende Sonne jenen gleichförmigen, stein- und erdfarbenen Ton verleiht, macht der Italiener viel größere Unterschiede als wir. Wir lernen erst allmählich beobachten und verstehen, daß sich mancher dieser fragwürdigen Gesellen als Signore geberdet und als Signore vom Volke anerkannt wird, der nach unsern Begriffen von Menschenwürde unbedingt zum Lazzaronitum gehört. Derartige Lazzaroni sind gleichsam die Elite ihres Standes, es ist der Teil des niedern Volkes, der sich wenigstens zu soviel Arbeit und Erwerb aufrafft, daß er von der Hand in den Mund leben kann.

Auf den Fremden, der als einziger Ankömmling in vorgerückter Jahreszeit die Bahnstation Sirgenti verläßt, stürmt eine Schar von Trägern, Bettlern, Krüppeln und Kutschern mit Bitten und Angebot ein. Er vertraut sich und sein Gepäck einem klug dreinschauenden Lazzarone an, der sich nicht ohne Grandezza dem Fremden zur Verfügung gestellt hat und mit kräftigen Armen die übrigen zurückdrängt, belohnt ihn für seine Bemühung, und in schnellem Trab jagt der Kutscher bergauf zu dem eine halbe Stunde entfernten Gebirgsstädtchen Sirgenti. Nach einiger Zeit sieht der Reisende voller Staunen denselben Lazzarone hinter dem Wagen hertragen. In der Annahme, ihm seine Dienste nicht genügend bezahlt zu haben, wirft er ihm noch einen Soldo zu. Der Lazzarone winkt freundlich Dank und setzt seinen Trab fort. In der Stadt, in die allerlei Volk zur Feier eines Heiligensfestes zusammengeströmt ist, fährt der Kutscher knallend und johlend durch die Menge, schweißtriefend leucht der Lazzarone hinter der Karosse her. Der Reisende ist erstaunt, daß man seinen sonderbaren Aufzug mit dem Trabanten ganz natürlich findet. Vor dem Gasthose eilt der Lazzarone an den Vock, erfaßt schneller als der Hausdiener den Koffer, fragt nach dem Zimmer, schreitet dem Wirt, dem Kellner und dem Gast voran, öffnet die Fenster und erklärt dem Fremden die schöne Aussicht. Offenbar hat er sich durch den anstrengenden Lauf ein Recht auf den Reisenden erworben, das der Wirt und seine Diener willig anerkennen.

Mit graziöser Verbeugung stellt er sich nun dem Fremden für die Dauer seines Aufenthalts zur Verfügung. Morgens erhebt er sich von dem Pressstein, auf dem er ihn schon lange erwartet hat, und erfüllt treulich alle kleinen Besorgungen, durch die der Fremde seine kostbare Zeit verschwenden würde. In der ganzen Haltung und in seinen Reden giebt und fühlt sich diese Lumpengestalt als ein Mann mit Standesbewußtsein, der seinen Beruf ernst nimmt.

Wer von den Lazzaroni irgend etwas einzusehen hat, irgend welche Ware oder Arbeit, und sei es noch so wenig, fühlt sich als wohlberechtigtes und wichtiges Glied der menschlichen Gesellschaft und sucht durch größte Rücksichtslosigkeit gegen die Masse der Mitbewerber und durch laute Reklame und Zubringlichkeit seine Ware an den Mann zu bringen. Wenn abends in den größern Städten die Zeitungsdruckereien ihre Thore öffnen, ergießt sich ein Haufe von Lazzaroni beider Geschlechter, jeder mit einer Hand voll Exemplare, im Wettlauf und unter Wettgeschrei durch die Straßen. In Rom wurden die schnellfüßigsten Jungen von einem langen Weibe überholt, der wie einer Erinye das Haar schlangenförmig um die Schultern wallte, und die in heulendem Ton ihr: *la Tribuna!* über den Corso erschallen ließ. Burschen, die nach stundenlangem Hungern eine Hand voll Gründlinge aus dem Arno oder am Meeresgestade gefangen haben, verkünden, die Hosen bis zum Knie aufgestreift, in den Straßen den frischen Zustand ihrer Ware, die in einem Siebe zappelt und von Zeit zu Zeit aus einem Kübel mit Wasser begossen wird. In der heißen Zeit ertönt in allen Städten der gleichmäßige langgezogene Ruf der Wasserverkäufer. Die größte Mannichfaltigkeit und Zubringlichkeit dieses Kleinbetriebs herrscht in Neapel. Nach Sonnenuntergang drängt sich das Lazzaronitum von den Straßen und Märkten in die Galleria Umberto. Nur der elendeste Betrieb, der auf die Armen berechnet ist, bleibt fern, so der Handel mit Speisereften aus den Hotels, mit gebacknen Kürbissscheiben und dergleichen. Die mit Glas gedeckte, elektrisch erleuchtete Galerie, ein riesiges modernes Prachtgebäude, wird von dem Lazzaroni mit ohrenbetäubendem Lärm beherrscht. Selbst das Fortissimo der Kapellen, die vor den offenen Cafés spielen, wird von den Rufen der Verkäufer und dem Geschrei der raufenden Burschen übertönt. In langsamem Strome wogt eine Menschenmasse aller Stände hin und her. Hier ist das Eldorado des Lazzaronitums. Wer dort am Kaffeetisch Platz genommen hat, wird fort und fort durch Anpreisung von Blumen, Nadeln, Bürsten, Spazierstöcken und dergleichen mehr belästigt. Hier herrscht die Arbeitsteilung in schrecklichster Form. Die Cerinihändler bewaffnen Scharen zerlumpter Kinder mit je einem halben Duzend Streichholzschachteln, sodaß allein schon dieses Angebot zur Plage wird. Selbst auf die offenen Wagen der Maultierbahn folgen die Lazzaroni. Mit Eleganz schwingen sich die zerlumpten Burschen auf das Trittbrett und bieten ihre

Ware an, bis der nächste entgegenkommende Wagen die Fahrgäste auf kurze Zeit erlöst. Dem Schaffner liegt es ganz fern, ihnen zu wehren.

Oft schwankt man, ob man diesen Kleinbetrieb eine mehr oder minder verschleierte Bettelei oder nicht doch einen bettelhaften Handel nennen soll. Wer in der Galleria Umberto beim Kaffee seine Cigarre raucht, lenkt bald die Aufmerksamkeit irgend eines der Bettelungen auf sich. Allmählich sammelt sich eine Gruppe, und es läßt sich beobachten, daß mit dem Abnehmen der Cigarre die Zahl der Knaben zunimmt. Im Hintergrunde steht ein Greis, blickt ebenfalls sehnsüchtig nach der Cigarre, und wenn der Raucher die Cigarre wieder zum Munde führt, schüttelt er enttäuscht den Kopf unter traurigen Selbstgesprächen. Wird der Cigarrenrest endlich weggeworfen, so kämpft um ihn ein Knäuel von Zungen unter wütendem Geschrei. Doch ehe es zur Entscheidung kommt, schlägt der Alte mit seinem Krückstock dazwischen, und heulend verlassen die Buben das Schlachtfeld. Wer nun aber diese zudringliche Schar, die zwischen den Stühlen und den Beinen der Gäste kriechend die Cigarrenreste sammelt, für junge Feinschmecker halten wollte, würde den Ernst dieses Betriebes ganz verkennen. Auf den Märkten werden die nach Größe und Sorte geordneten Cigarrenreste von Händlern an die Proletarier verkauft, und die Buben sind für diese Großhändler die Lieferanten. In einigen Städten ist dieser Zweig des Kleinhandels in raffinierter Weise vervollkommenet. In Florenz sieht man abends nach Beendigung des Militärkonzerts auf der Piazza Vittorio Emanuele eine Menge Glühwürmchen dicht über den Boden des weiten Platzes dahinhuschen. Eine Schar armerlicher Buben sucht mit Laternen, die sie an einem Riemen vor sich hin und her pendeln lassen, den Platz nach Cigarrenresten ab. Bald darauf findet man eine ganze Gruppe dieser Glühwürmchen in einem Straßenwinkel vereinigt. Einige Buben vergleichen dort beim Licht der zusammengestellten Laternen ihre Beute und haben sich zum Lohn für ihren Fleiß als gemüthlich schmauchendes Tabakskollegium etablirt.

Eine bedenklichere Form dieses Kleinhandels ist der Schmuggel an den Stadthoren. Die wenigen Beamten der Douane haben in den Morgenstunden alle Hände voll zu thun. Eine Reihe von Karren, gepackten Maultieren und Eseln und eine Menge des niedern Volks mit Körben und Säcken harret der Abfertigung. Hunderte von Ziegen, die in Gruppen von Buben gehütet innerhalb der Thore lagern, müssen abgezählt werden, ehe sie zur Weide in die Berge entlassen werden; denn für jede Ziege haben die Besitzer einen bestimmten Weidepacht zu zahlen. Diese Arbeitslast der Beamten benützt das Lazzaronitum, um sich mit unversteuerter Eßware durch den Trubel hindurchzuwinden. Ein Kutscher, der eben einen Fremden von einem Wagenausflug zurückfährt, will in vollem Trabe durchs Thor fahren und verweist die Halt gebietenden Beamten auf den fremden Signore, der nicht aufgehalten sein wolle. Aber die Beamten kennen diesen Kniff schon und holen aus dem

Wagenkasten ein Paar gebundner Hühner hervor, zum Erstaunen des ahnungslosen Reisenden, der von der Terrasse des Klosters Camaldoli den Sonnenaufgang bewunderte, während der Kutscher im Dorfe die Hühner kaufte, um sie bei der Rückfahrt durchzuschmuggeln. Während die Beamten mit dem Missethäter streng ins Gericht gehen, benutzen einige Jungen diesen Augenblick, um mit ihren Päckchen durch das Thor in die Stadt zu schlüpfen. Einer wird gefangen und geohrseigt, aber niemand aus dem Publikum kümmert sich um den Jammernden. Solche Zufälle bringt das Geschäft eben mit sich.

Wie der jährliche Zug der Thunfische und Vögel, so gilt auch der Fremdenschwarm dem italienischen Lazzaronitum als eine natürliche, vorteilhafte Einrichtung, aus der Groß und Klein Gewinn zu ziehen sucht, wenn nicht in Scheffeln, so doch mit Löffeln. Das gute Herz verleitet die Reisenden zunächst unterschiedslos zu spenden, wo immer sich das Lazzaronitum an sie herandrängt; denn der moderne Mensch schämt sich, vor den Augen der Elenden in vollen Zügen zu genießen. Andererseits hat sich das Lazzaronitum dem großen Reisepublikum, seinen Bedürfnissen und Schwächen allmählich so angepaßt, daß es schwer ist, sich auch nur einigermaßen von dem aufdringlichen Angebot kleiner Dienstleistungen freizuhalten. Je stärker der Fremdenverkehr ist und je flüchtiger die Besucher sind, um so mehr blüht das Gewerbe der Ciceroni, von dem gebildeten Fremdenführer, der das junge Ehepaar durch die Säle des Dogenpalastes mit deutschem, englischem oder französischem Kommentar geleitet, in zahlreichen Schattirungen herab bis zum Betteljungen, der dem Fremden seine Führung anbietet, sobald sich dieser nach einem Straßenschild umsieht.

In den schönen, von Niccolò Pisano zierlich geschmückten Marmorkuppelbau des Baptisteriums zu Pisa drängt sich ein Lazzarone mit dem Fremden herein und bittet, ihm etwas vorsingen zu dürfen. Über die Zurückweisung überlegen lächelnd, tritt er einen Schritt zurück und sendet mit klangvoller Stimme einen Ton zur Höhe der Kuppel hinauf. Bald erkennt man die lange geübte Praxis, zuletzt klingen vier hinaufgesandte Töne als rauschender langsam verhallender Akkord von oben wieder. Der Lazzarone sieht mit Genugthuung, daß es dich freut, und streicht seine Centesimi mit dem Bewußtsein ein, seine von dir bezweifelte Daseinsberechtigung glänzend bewiesen zu haben.

Während einer herrlichen Mondscheinfahrt von Salerno nach Amalfi auf hohem Felspfade von Bucht zu Bucht längs des Golfes steigen in den Städtchen Vietri und Cetara fünf Freipassagiere auf. Allerdings wagen sie es nicht, im Wagen Platz zu nehmen. Zwei hocken auf dem Bock, die andern sitzen hinten auf. Die Aufmerksamkeit des Reisenden wird zunächst von dem Genuß der Landschaft und der lauen Nacht mit ihrem Limonenduft abgelenkt auf die sonderbaren nächtlichen Reisebegleiter vor und hinter ihm. Aber diese Wegelagerer haben sich nur zu harmlosem Wettbewerb vereinigt, um durch allerlei Erzählungen und Kommentare zur Gegend von dem Fremden einige Cigarren

und Centesimi zu erbeuten. Für die Passagiere, die in der Nähe des Karthäuserklosters bei Florenz auf die Dampfbahn warten, sind in die Steinwand des Hohlweges Sitze hineingearbeitet. Eben will sich der Fremde niederlassen, als pfeilschnell aus der nahen Bretterbude ein freundlich lächelnder Lazzarone hervoreilt und dem Fremden ein Kissen auf den harten Sitz legt.

Aber diese milde Art der Erpressung wird von den Reisenden bald nicht mehr als Druck empfunden, weil ihre Originalität, ihre planmäßige Durcharbeitung und oft einschmeichelnde Art versöhnt. Unangenehmer ist schon der verschmizte Lazzarone, wie man ihn in den sizilischen Bergnestern findet, der den Fremden nasführt, Dienste verspricht, die er gar nicht leisten kann, in fingirter Geschäftigkeit zwecklos hin und her läuft und, wenn man ihm Vorwürfe macht, den Schweiß von der Stirn wischt und Lohn für seine offenbare Arbeitsleistung fordert. Die gewaltsame Ausplünderung von Reisenden ist nur die letzte Folge jenes Ausbeutungssystems. Jene Briganten erscheinen dem niedern Volke als Helden, deren Unternehmungslust der Gewinn elender Centesimi nicht genügt. Aber die kräftigere moderne Regierung hat die Lust zu solchen Gewaltthaten schon nachdrücklich gedämpft, und das Volk selbst begreift mehr und mehr, daß es die Henne nicht schlachten darf, die ihm so brav Eier legt. Recht bezeichnend ist aber doch die komische Entrüstung, mit der die Bettelungen den Reisenden ihre Flüche nachsenden, wenn diese auf die Via Appia hinausfahren, ohne sich um ihre tadellosen Purzelbäume zu kümmern. Bisweilen belehren auch nachgesandte Steine die Reisenden, daß sie durch ihre Sprödigkeit hier ein naivkomisches Rechtsgefühl verletzt haben. Durch seine Purzelbäume hat der Bursche eine Arbeit gethan, und die muß bezahlt werden. Daß sie die Fremden nicht verlangten und nicht wünschten, diese Erwägung liegt außerhalb seines Gefühlslebens. Nach seiner Auffassung haben die Fremden durch ihr Verhalten ihre Daseinsberechtigung in Frage gestellt.

Häufiger noch als die durch Angebot irgend einer zweifelhaften Dienstleistung verschleierte Bettelei drängt sich die offene Bettelei heran. Je nach den Umständen und nach Bedarf greift das niedere Volk zu dieser oder jener Form. Der Wanderer blickt von der Höhe bei den Trümmern der Villa des Tiberius auf die ganze vom Abendsonnenglanz erstrahlende Insel Capri und auf das blaue Meer. Ein rüstiges Weib, das auf dem Abhang Futter schnitt, bietet ihm eine unkenntlich gemachte Münze zum Verkauf. Sie hat sie natürlich in den Ruinen der Tiberiusvilla gefunden. Lächelnd läßt sie sich belehren, daß die Münze ein modernes Zehncentesimistück ist. Natürlich hat sie sich geirrt und bittelt nun ohne weiteres um ein Almosen. Aber ihre Thränen über ihre Armut sind Krokodilstränen. Denn sie hat vorher erzählt, daß sie Kuh und Kalb im Stalle hat. So läßt sie auch diese Maske fallen und verabschiedet sich mit der Bitte, trotz alledem ihr zehn Centesimi zu schenken,

sie wolle auch einmal ein Glas Wein trinken wie die reichen Signori, und zwar werde sie es thun auf das Wohl des gütigen Signore. Diese Frau, die dem eigentlichen Lazzaronitum fern stand, hatte in fünf Minuten drei Register zur Verfügung, die handeltreibende, die jammernde und die schmeichelnde Bettelei. Um wie viel mehr das wirkliche Lazzaronitum, das mit Krankheit und Hunger kämpft! Während einer Heiligenfeier in einer Kathedrale inmitten der dichtgedrängten Volksmenge umschlingt ein kleiner elender Junge den Fremden und fleht weinend um eine Gabe. Seine Bitte wird erfüllt. Nach einigen Minuten fühlt sich der Fremde in gleicher Weise bearbeitet und erblickt dasselbe unglückliche Gesicht. Auf seine unwillige Bemerkung hat der Bube die schlagfertige Antwort: Herr, Sie irren sich, das war mein Bruder, der mir sehr ähnlich sieht! Um in dem Gedränge der Festfeier nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, giebt der Fremde noch einen Solbo. Aber nach einer etwas längern Pause erscheint der Junge mit größter Seelenruhe zum drittenmale und nimmt in diesem Falle den Nagenkopf ebenso ruhig hin wie vorher das Geldstück. Er ist sich nur darüber klar, daß er diese Einnahmequelle erschöpft hat, und setzt den Betrieb an anderer Stelle mit gleicher Gründlichkeit fort.

Andre vom Lazzaronitum unzertrennliche Begriffe sind Lumpen und Schmutz. Aber sicherlich hätte das Lazzaronitum mit all diesen unwürdigen Erscheinungen das Volksleben nicht so tief durchdringen können, wenn nicht auch die Natur günstige Bedingungen geschaffen hätte. Das menschenfreundliche Klima wurde ein Fluch für das Volk, es lernte sich nicht nur in der Bedürfnislosigkeit, sondern selbst im unwürdigsten Schmutz und in Lumpen behaglich fühlen. Es ist wohl künstlerisch berechtigt und begreiflich, wenn ein W. von Kaulbach durch einen niedlichen Betteljungen oder von Uchtritz durch einen kleinen Pifferaro so begeistert wurden, daß sie diese Lazzaroni gestalten im Gemälde und in Terrakotta verewigten. Die angeborene Anmut eines niedlichen Buben mit schwarzen Augen und Locken, die selbst den Schmutz und die Lumpen siegreich überstrahlt, betrachtet in dem milden Sonnenglanze des italienischen Himmels, wirkt versöhnend. Aber diese harmlose Auffassung auf das gesammte Lazzaronitum auszudehnen ist uns heute nicht mehr möglich. Welche furchtbare Kluft die Masse des Lazzaronitums von dem modern aufstrebenden Teile des Volkes trennt, beweisen am besten die jüngsten Stadtviertel Roms, Neubauten aus der Zeit der jungen nationalen Hoffnungsfreudigkeit und der optimistischen Spekulation. Die im Sprunge errafften politischen Erfolge des Siegesjahres und die kraftvolle Bethätigung des nationalen Gedankens hatten zu der Hoffnung verführt, das königliche Rom werde in schnellem Aufschwunge das alte päpstliche in weiten Straßenwegen einsargen. Der Zuzug unternehmungslustiger Bürger blieb aus, und in die wohlfeilen Quartiere hielt das Lazzaronitum seinen Einzug. Als Riesenspeicher

des Proletariats, mit offenen oder durch Bretter verrammelten Fensterhöhlen, in einem Schmutz, der jeder Beschreibung spottet, zerfallen diese modernen Ruinen, ein Bild hoffnungsloser Verwahrlosung. Unweit dieser Stätte der Unwürde erheben sich in der Straße mit dem stolzen Namen: *Venti settembre* die modernen Prachtbauten des Kriegs- und Finanzministeriums. Natürlich wuchert das Lazzaronitum am furchtbarsten in den großen Städten, und nach Süden hin geht mit der zunehmenden Wärme und zunehmenden Armut die Gleichgiltigkeit gegen äußere Würde mehr und mehr in die Breite. Manche Bergnester in Sizilien, die trotz ihrer zehntausend Einwohner weder Wasserleitung noch Brunnen haben und auf das Wasser angewiesen sind, das die Maultiere aus dem Thale heraufschleppen, sind ein großes Konglomerat von Schmutz. Oft bleibt eine solche Stadt, die auf dem Berge liegt, dem Auge lange verborgen. Es ist eine große erdfarbene Masse, die sich vom Gebirge kaum abhebt. Die Weiber waschen nur, wenn nach einem Regenguß das Wasser in den Steinrinnen zur Seite der bergigen Straßen thalwärts strömt. Dann beherrschen aber auch die gesäuberten Kleidungsstücke die Stufen der Kathedrale und die Marktplätze. In dem milden Klima genügt dem Lazzarone die dürftigste Kleidung. Aber bezeichnend für ihn ist nicht der Mangel, sondern die Vernachlässigung, Verwahrlosung und Benutzung der Lumpen zur Reklame. Die Lumpen werden getragen, bis sie vom Leibe fallen. Flick- und Reinigen ist nicht standesgemäß. Im Gegenteil, man sieht Burschen, denen die Lumpen ihrer abgetragenen Theaterjacke nicht genügen. Sie haben die seidne Deckschicht in parallelen Streifen losgeschnitten und tanzen in diesem Kostüm in den tollsten Sprüngen vor dir her, daß die seidnen Flieder nach allen Seiten hin auf und nieder flattern. Ein halbwüchsiger Bursche, ein ständiger Ceriniverkäufer in der Galleria Umberto, erschien wochenlang in einer Hose, deren Näte von der Hüfte bis zum Knöchel aufgetrennt waren. Nur der untere Stepprand hielt das Gebäude noch zusammen, und bei jedem Schritt klappte die Wunde in ihrer ganzen Länge. Solche Zerlumptheit ist natürlich auf Eindruck berechnet; aber wie viel Schamlosigkeit und innere Nacktheit, Faulheit und schließlich auch Dummheit der Berechnung liegt solchen Erscheinungen zu Grunde!

Trotz solcher widerlichen Erfahrungen bleibt der Grundton unsrer Stimmung doch tiefes Mitleid mit dem wirklichen Elend, das die Gassen aller italienischen Städte mehr oder weniger füllt. Im dichten Wirbel des Straßenlebens lebt die große Masse des Lazzaronitums von der Kindheit bis zum Grabe und zwackt von allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens seinen bescheiden Teil zur Beruhigung des Magens und der Sinne ab. Wen aber Krankheit und Unglück ereilt, der sinkt in diesem Getriebe von Stufe zu Stufe, bis der Lazzarone, der einst drollige Purzelbäume schoß, schließlich auch körperlich verkommen am Boden liegen bleibt, auf das Mitleid der Vorübergehenden

angewiesen. Dieses Menschenelend aber meidet ängstlich die Hospitäler, es drängt sich, von der Sonne grell beleuchtet, an den belebtesten Punkten zwischen die Reisenden und die Herrlichkeiten der Natur und Kunst. Das ist dann erst der echte Lazarus. Der nordische Wanderer sieht noch heute in der Wirklichkeit dasselbe soziale Elend, das vor zwei Jahrtausenden im Orient Jesum mit Trauer erfüllte. Unter dem herrlichen Bogengang, der von Palladios reichgeschmückter Stadt Vicenza hinauf zum Monte Berico führt, oder unter den 635 Bogen des Portikus von Bologna mit seinem prächtigen Aufstieg zur Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca erheben sich fort und fort Trauergestalten von den steinernen Stufen. Der Anblick ihrer erloschnen Augen, ihrer von furchtbaren Krankheiten entstellten Gesichter und Glieder macht schließlich aus der freudig begonnenen Wanderung eine Wallfahrt in Bitterstimmung. An manchen Straßenecken sieht ein Menschenkind, willenlos in sein Schicksal ergeben, das Gesicht schon zur unkenntlichen Masse entstellt, langsam dem Tode entgegen. Alle Morgen wird es von den Angehörigen dorthin getragen und abends zurückgeholt, und dabei ist dieses Wesen der Ernährer der Familie! Denn sein Leiden füllt den tagüber danebenliegenden Hut mit Kupferstücken. Am betäubendsten aber ist die Beobachtung, daß dem Lazzaronitum sogar seine Wunden und Gebrechen keineswegs als ein Übel erscheinen, auf deren Beseitigung oder Linderung man Bedacht nehmen müsse. Viele schneiden die Lumpen herunter und halten die künstlich offen gehaltenen Wunden den Vorübergehenden als Reklameschild entgegen. Der kräftigste Bursche, der einen Fuß verloren hat, fühlt sich nun jeder Verpflichtung überhoben, sein Betteln durch die geringste Arbeitsleistung zu verhüllen oder gar den Schneiderstisch oder Schusterschemel zu besteigen. Er verfolgt den Fremden auf Krücken und schwingt ihm das verstümmelte Bein entgegen.

Aber die günstigen äußern Bedingungen, der Sonnenschein, die warmen Nächte und die reiche Vegetation würden die große Masse von Schmarozhern und Nichtsthuern nicht vor dem Untergange bewahren, wenn sich nicht Gaumen und Magen des Volkes der unwürdigen Lebensweise angepaßt hätten. Um den Hunger der großen Masse zu stillen, muß so ziemlich alles, was da sprießt, und alles, was da krecht und fleucht, durch den Magen des Proletariats wandern. Wenn die Früchte zu mangeln beginnen, sammeln Weiber ganze Säcke voll grüner Triebe des jahrein jahraus an den Wegen wuchernden Unkrauts und kochen sie in Salzwasser ab zu einer wohlfeilen Mahlzeit. Im Herbst sind die widerlichfüßen Früchte des Opuntienaktus dem niedern Volke ein billiger Ersatz für das teure Brot. Wenn die Zugvögel in dichten Scharen in die Netze fallen, kann auch der Lazzarone Fleisch genießen. Aber die Wachteln, Drosseln und Lerchen sind noch zu teuer, er hält sich an die billigern Fleischfresser, die Rotkehlchen, Eichelhäher und Pirole. Außer der Wanderzeit wird der Krieg gegen die Vogelwelt mit Pulver und Blei geführt. In der

Umgebung der Städte streifen fragwürdige Gestalten mit einem alten Vorderlader bewaffnet umher. Zur Rechten und Linken der Via Appia hört man oft eine wahre Kanonade auf der Campagna. Mit Bedauern sieht der Fremde sechs armselige Vogelleichen in dem Ranzen des Weidmanns und denkt: Viel Lärm um nichts! Aber der Tagedieb ist ganz zufrieden mit dem Erfolg, denn um diese Zeit werden ihm die Vögelchen als Vederbissen gut bezahlt. Auf den Märkten der Seestädte, wie Venedig, Neapel, Palermo, bewundert man die reiche Fülle schmachhafter Seefische. Für die Ernährung des niedern Volks sind aber nur die wohlfeilen, für uns ungenießbaren von Bedeutung, z. B. die Ragenhaie mit ihrem thranigen, lederartigen Fleisch und vor allem der Thunfisch. Wenn im Frühjahr die Thune, Riesenfische von zehn und mehr Zentnern Gewicht, in Scharen aus der Tiefe des Meeres steigen, um in den Buchten der Inseln zu laichen, strömt das Lazzaronitum des Binnenlandes an die Stätten, wo die Unternehmer ihre Tonnen für den Empfang der Fische zurichten und auf zwei Kilometer hinaus die hundertsechzig Fuß hohen Netze in die Tiefe senken. Das Instandhalten der Netze, das Zerlegen, Einsalzen, Verpacken und Versenden der Fische giebt einer Masse von Lazzaroni Verdienst und Beschäftigung. Und diese Beschäftigung ist ganz nach dem Geschmack des niedern Volkes; die Spannung, ob der Fisch wohl kommt, das Treiben der wandernden Scharen in den innersten Teil des Netzes, die „Totenkammer,“ schließlich das jedesmalige Niedermetzeln der Riesentiere, wobei sich rings das Meer rötet, das sind Dinge, bei denen selbst der trägste Lazzarone keine Ermüdung kennt. Ein Hauptnahrungsmittel für das Proletariat der Küstenstädte sind die frutti di mare, die das Meer täglich liefert, jene Fülle von Muscheln, Seesternen, Sepien und Polypen. Wenn die Fischer den Fang einbringen, füllen die Zwischenhändler ihre thönerne Schüssel mit den achttarmigen moschusduftenden Polypen und stellen sie auf einem primitiven hölzernen Dreifuß an den Straßenecken auf. Eine Menge von Lazzaroni umsteht die Schüssel, in deren Seewasser die dichtgedrängten Polypen mit einander ringen. Alles durchsucht die Taschen nach einem Kupferstück, während die Augen auf die Schüssel gerichtet sind, um das größte Tier zu erspähen, und bald sieht man einen glücklichen Käufer davon schlendern, der ein solches Tier mit Behagen wie einen Apfel roh verspeist.

Die Grausamkeit des Volkes, die sich in der Vernichtung der Vögel zeigt, beruht ja zum Teil auf dem Hunger. Aber die antike Gefühlsroheit, durch die Tradition geheiligt, erstreckt sich in Italien auf alle Verhältnisse, die zwischen Mensch und Tier bestehen. Wie der Römer den Sklaven und das Vieh, so betrachtet der Italiener noch heute das Tier als Sache, die man dem Bedürfnis, dem Augenblick, der Bequemlichkeit und Laune entsprechend behandeln dürfe. Auf den Bahnstationen liegen oft im heißen Sonnenbrand lebende Lämmer mit zusammengekoppelten Beinen, und auf allen italienischen

Märkten findet man lebende Hühner und Enten in Bündeln zusammengeschnürt und aufgetürmt, noch ganz so wie auf den Freskogemälden der Spezimmer in Pompeji. Die Kraft der Pferde und Maultiere wird ausgenutzt, wie man eine Citrone auspreßt. Der deutsche Bauer behandelt sein Pferd oft liebevoller als seine Familie. Der italienische Landmann belädt sein Maultier mit zwei zu den Seiten herabhängenden Körben Broccoli, setzt oben auf die schwere Last noch Weib und Kind und prügelt das Tier zur Stadt. Da durch die starke Konkurrenz bei den Kutschern die Unsitte entstanden ist, den Fremden vor die Füße zu fahren, um sie zum Einsteigen zu drängen, so achtet die Polizei streng darauf, daß wenigstens vor den Bahnstationen die Wagenreihe in einer Linie neben einander still hält. Daher kommt es jedem Kutscher darauf an, die Gunst des Ankömmlings schon von weitem auf sich zu lenken, und so peitschen beim Erscheinen eines Fremden sämtliche Kutscher um die Wette und unter einladendem Wettgeschrei so auf ihre Pferde, daß sie sich bäumen. Trotz solcher Mißhandlung bleibt das Tier leicht in der Gewalt des Kutschers, weil die Mäster meist durch einen Messingbügel mit Hebelstangen, an denen die Zügel befestigt sind, zusammengeschnürt werden. Vor einem hochbeladenen zweirädrigen Karren ist das Maultier erschöpft niedergebroschen. Der Kutscher und das Straßenpublikum schlagen unter Geschrei auf das arme Tier. Der Fremde sieht, es ist dem Maultier ganz unmöglich, sich zu erheben, da sich die Ladung durch den Fall des Tieres nach vorn geschoben hat, und der Scherenbaum es mit verstärktem Druck am Boden festhält. Empört fordert er den ruhig danebenstehenden Stadtpolizisten auf, den Fuhrmann die Last umpacken zu lassen. *La legge è uguale per tutti* (das Gesetz ist für alle gleich), lautet die Antwort. Das soll heißen: Jeder kann mit dem Seinen machen, was er will; der Beamte weist entrüstet die Zumutung zurück, sich zu einem Eingriff in fremdes Recht verleiten zu lassen. Auf der Bahnstation Calatafimi auf Sizilien peinigten die dort lungernden Lazzaroni einen an einen Baum gefesselten Pavian durch Hiebe und Steinwürfe. Die ohnmächtigen Wutausbrüche des gequälten Tieres fanden allgemeinen Beifall, sodaß sich schließlich sogar die Carabinieri und das Bahnpersonal an dem Unfug beteiligten, bis endlich die Rückkehr des Besitzers das Tier erlöste. Unser deutsches Gefühl stößt hier auf einen toten Punkt.

Bei öffentlichen Lustbarkeiten, bei Festen und Aufzügen bezeugt das Lazzaronitum den Einfluß der Tradition nach einer bessern Seite. Schon in Verona während der allabendlichen öffentlichen Konzerte kann man die Schulung in dem Benehmen des gesamten Volkes beobachten. Im Schritt und ohne Signale fährt die Pferdebahn vorüber, jeder Solovortrag findet besondere Würdigung, und die beiden Stadtpolizisten mit Cylinder und Spazierstock wirken ausschließlich dekorativ. Das sonst so lärm lustige Lazzaronitum kommt gar nicht auf den Gedanken, solche öffentlichen Abendkonzerte auf den oft nur

spärlich beleuchteten Plätzen der Städte durch Roheiten zu stören. Ein andres Bild gewähren allerdings die vielen Volksfeste, durch die die Kirche die große Masse an sich fesselt. Wenn in Syrakus das Fest der Lucia seinen Höhepunkt erreicht hat, und am Abend die silberne Statue der Heiligen aus einer Seitenkapelle des Doms herausgetragen werden soll, drängen sich Tausende auf dem Platze vor der Kathedrale, die Buben haben die Pfähle und Gitter des Eingangs erklettert, und in dem gewaltigen Schiff der reichgeschmückten und hellerleuchteten Kirche steht eine dichtgedrängte Menschenmasse. Wenn dann die Heilige langsam zum Eingangsportal getragen wird, um dem Volke draußen gezeigt zu werden, bricht ein ohrenbetäubendes Geschrei los. Aber das soll so sein. Gleichzeitig läuten sämtliche Glocken im Sturmtempo, und in Salven und Kanonenschlägen wird ein Feuerwerk abgebrannt. Nachdem sie sich draußen am Feuerwerk geweidet haben, stürmt die ganze Meute der Sungen in die Kirche, quetscht sich durch die dichtgepferchte Menge und schreit: *Evviva Santa Lucia!* daß die alten dorischen Säulen dieses ehemaligen Athentempels wiederhallen, bis die Heilige im Lichterglanz des Chores niedergelegt wird. In demselben Augenblick aber tritt Totenstille ein, und es beginnt ein dreistündiges Konzert, dem die ganze eben noch lärmende Menge in Spannung und Andacht folgt. Aber diese Harmonie und das Verhältnis der Wechselwirkung zwischen den Schaustellungen der Kirche und dem Sensationsbedürfnis der thörichten Menge weckt sehr ernste Gedanken. Was bei solchen Festen die sonst verödeten weiten Schiffe der zahllosen Kirchen füllt, das ist nur die Gelegenheit, sich Augen und Ohren berauschen zu lassen und das Gefühl durch andächtiges Gruseln zu erschüttern. Wenn am Allerseelentag abends die Grüste unter der Kapuzinerkirche in Rom erleuchtet werden, sieht man die Weiber des Proletariats mit Säuglingen auf den Armen und Kindern an der Hand durch diese Totenkapellen wandern. Vorüber an den ehrwürdigen Mönchen mit ihren langwallenden weißen Bärten, an diesen lebenden Bildern des Todes, drängen sich die Frauen mit gierig starren Blicken, zitternd vor innerer Erregung, durch die schwacherleuchteten Grüste, die mit Mumien, Gerippen, Schädelpyramiden, Kronleuchtern und kunstvollen Arabesken aus den Gebeinen von viertausend Kapuzinern über und über geschmückt sind. Die Kleinen klammern sich, von Todesangst gefoltert durch den Anblick der Knochenmänner, an die Kleider der Mutter, aber die Mutter hat keinen Blick für sie und schleppt sie unbarmherzig weiter. Die religiöse Schaustellung, die ihr ganzes Nervensystem in graufiger Wollust erzittern läßt, muß bis zur Meige ausgekostet werden.

Um das italienische Schmarokertum an der Wurzel fassen zu können, bedarf es vor allem einer tüchtigen Volksschule. Das zeigt das segensreiche Wirken zweier deutschen Frauen, Adele von Portugall und Frau Schwabe, inmitten des elendesten Proletariats in Neapel. Aus einem Tröbelschen Kindergarten, der Kinder des Proletariats bis zum sechsten Jahre der Verwahrlosung

und dem Straßenleben entzog, sie beschäftigte, pflegte und erzog, erwuchs bald eine dreiklassige Volksschule, und jetzt soll das Werk durch eine höhere Bürgerschule gekrönt werden. Es ist ein herzerfreuender Anblick: diese saubere, glattgeschneidete Kinderchar, diese Menge kluger und schöner Kindergesichter, die man da aus dem entstellenden Schmutz Neapels herausgewaschen hat. Freudig und willig gewöhnen sie sich an Thätigkeit, Ordnung und Sauberkeit, die Größern besorgen die Reinigung, das Waschen, Kochen und Nähen, und die Lehrerinnen sind größtenteils schon ehemalige Schülerinnen der Anstalt.

Die Bemühungen der modernen Regierung, die Nation materiell durch Steigerung der Verkehrsmittel, industrielle Unternehmungen und dergleichen zu heben, haben nur geringen Erfolg. Eine tüchtige Volksschule und Volkserziehung muß in die Seelen neuer Geschlechter neue Anschauungen von Menschenwürde und Menschenpflichten pflanzen. Erst wenn solche Anschauungen aus der Tiefe des Volkes heraus nach Verwirklichung und Bethätigung ringen werden, erst dann wird ein thätiger Mittelstand heranwachsen und das Lazzaronitum einschränken. Erst dann wird der Schlendrian weichen, der jetzt den nationalen Hoffnungen und Bestrebungen der Bessern die Spitze abbricht, der den Industriebetrieb lähmt, der den Ackerbau noch immer mit den primitiven Mitteln der Vorzeit betreibt, der den Wein nicht auf Fässer ziehen und lagern lernt, der weite fruchtbare Landstrecken der Malaria und der Versumpfung überläßt. Auf den modernen öffentlichen Denkmälern prangt noch immer in großen Lettern das *Senatus populusque Romanus*. Der Gebrauch dieser stolzen Worte kokettirt mit dem Ruhme einer Vergangenheit, von deren politischer Macht Italien nichts ererbt hat. Dieses Beharren von der Vergangenheit ist aber auch tragisch, wenn man nicht erkennt, daß jene Worte schon vor zwei Jahrtausenden eine Posse waren, und daß das Lazzaronitum eine Erbschaft des stolzen Römertums ist. Dieses Übel ist nur zu heilen durch einen völligen Bruch mit der Vergangenheit und durch eine Reform mit allen Hebeln der heutigen Kultur. Italien muß lernen alle die brachliegenden Schätze des Landes und alle brachliegenden Kräfte des Volkes im Wettkampf der Nationen einzusetzen. Seine politischen Erfolge haben dem Volke zum erstenmal zum Bewußtsein gebracht, welche Kraft in ihm verborgen schlummert. Auf die Kraftentfaltung in jenen Siegestagen stützt sich die Hoffnung der Besten und ihr Glaube an eine schönere Zukunft Italiens.

